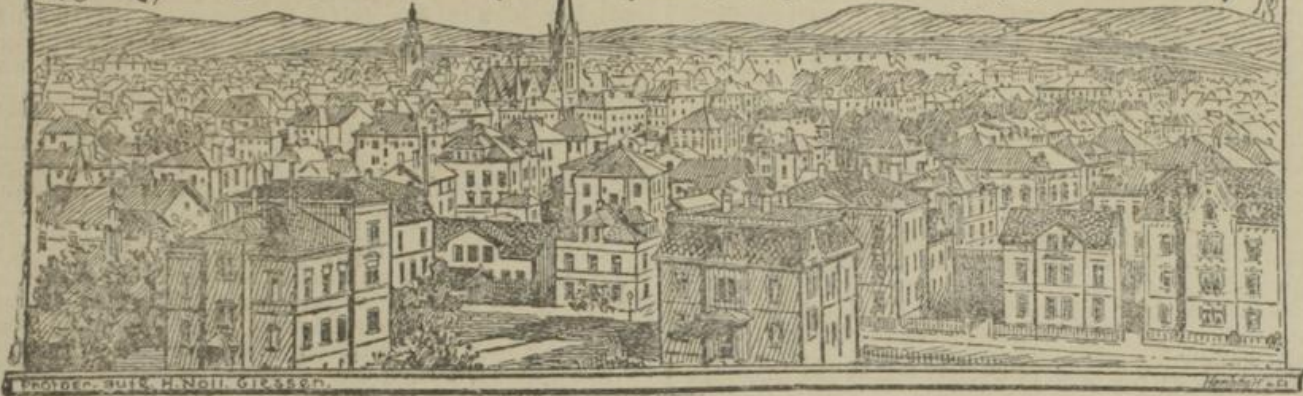


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

„Davon kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil bis jetzt keinerlei Beweis dafür vorliegt, daß Ihre Gemahlin überhaupt das Opfer eines Verbrechens geworden ist. Verschiedene Anzeichen aber scheinen allerdings die Vermutung der Haffelbauer zu bestätigen, daß Frau von Bardeleben nicht, wie Doktor Wittmann annahm, einem Anfall ihres schon früher zuweilen aufgetretenen Leidens erlegen ist. Die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes scheint vielmehr nicht ausgeschlossen. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß diese Möglichkeit genügt, um die Behörden zu weiteren Nachforschungen zu zwingen. Daß das nicht unter vollständiger Ausschluß der Öffentlichkeit geschehen könnte, liegt auf der Hand. Die Staatsanwaltschaft würde sich vielleicht sogar veranlaßt sehen, eine Exhumierung der Leiche anzuordnen, und man weiß ja, welche wilde und abenteuerliche Gerüchte durch derartige Maßnahmen stets hervorgerufen werden. Dem allem ließe sich möglicherweise durch die von Ihnen erwarteten Aufklärungen vorbeugen, und ich würde es durchaus nicht verstehen, wenn Sie —“

„Geben Sie sich, bitte, weiter keine Mühe. Ich weiß, was ich spreche, und ich habe meiner bereits abgegebenen Erklärung nichts mehr hinzuzufügen. Die Behörden mögen tun, was sie vor dem Gesetz und vor dem gesunden Menschenverstande verantworten können. Ich aber wünsche, mit Zumutungen von der Art der heute an mich gestellten verschont zu bleiben.“

„Ich darf also überhaupt keine auf diese Vorgänge bezügliche Frage an Sie richten?“

„Soweit es sich dabei um Vorkommnisse zwischen meiner Frau und mir handeln soll — nein!“

„Auch darauf wollen Sie mir nicht antworten, ob der Tod der Frau Baronin nicht vielleicht ein freiwilliger gewesen ist?“

Bardeleben warf den Kopf zurück. „Was soll das heißen? Sie denken an einen Selbstmord? Das ist ja heller Unsinn. Abgesehen davon, daß jedes Motiv dazu gefehlt hätte, wäre ja auch gar keine Möglichkeit der Ausführung dagewesen.“

„Eine solche Möglichkeit ließe sich wohl konstruieren. Als Sie Ihre Gattin nach Eintritt des Anfalls — wir müssen wohl sagen: des ersten Anfalls — verließen, befand sie sich auf dem Ruhebett in Ihrem Arbeitszimmer — nicht wahr?“

„Allerdings!“

„Und als Sie mit den zum Beistand herbeigeholten Diensthofen zurückkehrten, lag sie mit einer Verletzung an der Stirn auf der Schwelle des Ankleidezimmers, wimmernd und sich in Schmerzen windend. Sie muß also inzwischen

zu sich gekommen sein und Kraft genug gehabt haben, sich aus dem Arbeitszimmer in das zweite der daneben liegenden Gemächer zu begeben. Wenn es so war, würde es ihr natürlich auch nicht an der nötigen Kraft gefehlt haben, einen Selbstmordversuch zu unternehmen. Ist Ihnen bekannt, ob die Frau Baronin über irgend ein rasch wirkendes Gift verfügte?“

„Nein, davon weiß ich nichts. Aber ich halte es auch für ganz überflüssig, diesen Faden weiterzuspinnen. Meine Frau würde niemals Hand an sich selbst gelegt haben — niemals!“

„Das ist doch nur Ihre persönliche Ueberzeugung, Herr v. Bardeleben! Sie können sich täuschen. Kennen Sie dies Glas?“

Er hatte das mitgebrachte Viskörgläschen vorhin bei seinem Eintritt unbemerkt auf den großen Tisch inmitten des Raumes gestellt und hielt es nun dem überraschten Baron entgegen.

„Gewiß! Es ist eines von den beiden, die neben der Kognakkaraffe oben auf meinem Schreibtisch standen. Wie kamen Sie dazu, es von dort fortzunehmen?“

„Ich habe es nicht von Ihrem Schreibtisch genommen, Herr Baron. Es stand auf einem Tischchen im Ankleidezimmer Ihrer Gemahlin, unmittelbar neben der Stelle, an der sie allem Anschein nach plötzlich zusammengebrochen ist. Wissen Sie, wie es dahin gekommen ist?“

„Nein.“

„Sie haben also auch keine Vermutung über die Beschaffenheit des Getränks, das sich zuletzt darin befunden hat?“

„Nein. Als ich an dem fraglichen Abend mein Arbeitszimmer betrat, habe ich nach meiner Gewohnheit eines der beiden Gläser aus der Karaffe mit Kognak gefüllt; aber ich kam nicht dazu, es auszutrinken, weil ich durch den Eintritt meiner Frau abgelenkt wurde. Was aus dem Inhalt geworden ist und wie das Glas, vorausgesetzt, daß es sich um das nämliche handelt, in das Ankleidezimmer gekommen ist, kann ich nicht sagen.“

„Sie haben, wie ich voraussetze, nichts dagegen einzuwenden, daß ich das Glas zum Zwecke einer chemischen Untersuchung mit mir nehme?“

„Nicht das mindeste. Aber es ist ja leer.“

„Die moderne Wissenschaft macht zuweilen auch in leeren Gefäßen interessante Entdeckungen. Und für mich handelt sich's ja auch nur darum, nichts unbeachtet zu lassen, was möglicherweise zur Aufklärung der Sache beitragen kann.“

„Tun Sie, was Ihnen geboten scheint. Aber ich kann Sie nur noch einmal nachdrücklich auffordern, diese Selbstmordhypothese als ganz unsinnig fallen zu lassen. — Und nun darf ich unsere Unterhaltung wohl als beendet ansehen?“

„Wie Sie wünschen, Herr v. Bardeleben. Nur eine Bitte noch! Ich möchte dies Gläschen unter Ihren Augen einpacken, und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie

das Päckchen selbst verriegeln und mit dem Abdruck Ihres Petschafts versehen wollten.“

Bardeleben machte eine ungeduldige Bewegung. „Das sind der Umständenlichkeiten fast zu viele für eine so zwecklose Sache. Aber wenn es Ihnen notwendig scheint — meinerwegen.“

Zehn Minuten später verließ der Kommissar das Klein-Elzbacher Herrenhaus und schlug zu Fuß den Weg nach Reinswaldbau ein.

Vor dem Wirtshause, in dem ihn nach der erhaltenen Anweisung der Harnsdorfer Mietkutscher erwartete, hielt ein elegantes Automobil, und als der Beamte das neben dem Gastzimmer gelegene Herrenstübchen betrat, kam ihm Herbert Rasmussen entgegen.

Der Oberleutnant war sehr bleich, und sein schmales Gesicht schien seltsam gealtert und verfallen. „Seit beinahe einer Stunde schon warte ich hier auf Ihre Rückkehr,“ sagte er halblaut. „Haben Sie meinen — haben Sie Herrn von Bardeleben gesprochen?“

„Allerdings, Herr Oberleutnant. Aber ich bitte, keine Auskünfte über das Ergebnis meiner Vernehmungen von mir zu verlangen.“

Rasmussen fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn. „Ja, ja, ich weiß — das ist Dienstgeheimnis. Aber das eine dürfen Sie mir doch sagen, ob der Verdacht sich als hinfällig erwiesen hat, und ob Sie die Gewißheit gewonnen haben, daß meine Schwester eines natürlichen Todes gestorben ist?“

„Nein, diese Gewißheit habe ich nicht gewonnen. Alle Angaben der Fanni Hasselbauer haben sich als zutreffend erwiesen.“

„Ah, dann — dann —“

Der Oberleutnant beendete die angefangene Rede nicht; er preßte die geballten Fäuste gegen die Schläfen und lief wohl ein halbes Duzend mal im Zimmer auf und nieder wie ein von heftigen körperlichen Schmerzen Gepeinigter. Dann — mühsam beherrscht — trat er wieder zu dem Kommissar, der sich an einen Tisch gesetzt hatte, um einige Aufzeichnungen in seinem Notizbuch zu machen.

„Was wird nun weiter geschehen? Kehren Sie von hier aus direkt nach Breslau zurück?“

„Nein. Ich muß zunächst nach Waldenburg, um dort an der zuständigen Stelle meinen Bericht zu erstatten. Sache des Waldenburger Polizeidirektors ist es, weiter in der Sache zu verfahren.“

So stelle ich Ihnen mein Automobil zur Verfügung, vorausgesetzt, daß Sie nichts gegen meine Gesellschaft einzuwenden haben. Denn auch ich habe in Waldenburg zu tun.“

Der Beamte verbeugte sich dankend. „Ich nehme Ihr Anerbieten gerne an, Herr Oberleutnant. — Aber darf ich mir, nicht als Polizeibeamter, sondern als Kamerad, eine freimütige Bemerkung gestatten?“

„Ich bitte darum.“

„Als ich in Breslau meine Reise antrat, hielt ich den Auftrag, mit dem man mich da zu meinem lebhaften Mißvergnügen bedacht hatte, für einen recht unnützen und überflüssigen. Dieser Ansicht würde ich vielleicht noch jetzt sein ohne die Mitteilungen, die ich von Ihnen über das eheliche Unglück Ihrer Frau Schwester und über den jähzornigen, gewalttätigen Charakter des Herrn von Bardeleben erhalten. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß dieselben Dinge verdächtig oder unverdächtig erscheinen können, je nach der Beleuchtung, in der man sie sieht. In bezug auf die Bewertung meiner Feststellungen will das nicht viel sagen, denn die Verantwortung für das, was daraufhin zu geschehen oder nicht zu geschehen hat, liegt nicht bei mir, sondern bei den anderen Instanzen. Aber auch diese Instanzen sind natürlich einer Beeinflussung durch vorgefaßte Meinungen zugänglich, und darum wäre es vielleicht besser, wenn Sie mit Ihren Aussagen zurückhielten, bis man sich auf anderem Wege einige Klarheit über die Sachlage verschafft hat.“

Herbert Rasmussen hatte während der ersichtlich wohlbedachten Rede des anderen seine straffe soldatische Haltung angenommen. „Soll ich das dahin verstehen, Herr Kamerad, daß Sie an der Glaubwürdigkeit meiner Angaben zweifeln?“

„Gewiß nicht, aber während meiner zehnjährigen Beamtenentätigkeit habe ich gelernt, vorsichtig zu sein in der Beurteilung menschlicher Dinge. Auch der Klügste von uns tut immer gut, mißtrauisch zu sein gegen seine eigene Gesefenkenntnis, doppelt mißtrauisch, wenn es sich darum handelt, hüben und drüben das Maß der Schuld abzu-

wägen in einer unglücklichen Ehe. Denn niemals sind wir in größerer Gefahr, uns der ärgsten Ungerechtigkeit schuldig zu machen, als gerade da. Sie haben mir gesagt, daß Sie Ihre Frau Schwester über alles geliebt haben, und Sie haben mir nicht verhehlt, daß Sie Ihren Schwager hassen. Liebe und Haß aber sind die denkbar schlechtesten Berater unseres Verstandes. Und wenn es sich — was mir hier keineswegs ausgeschlossen scheint — um die Ehre und die Existenz eines Mannes handelt, so —“

Weiter ließ Herbert Rasmussen ihn nicht kommen. Ohne Heftigkeit, aber in Ton und Haltung einer vornehmen Unnahbarkeit sagte er: „Ich nehme als selbstverständlich an, Herr Kommissar, daß Ihre Mahnung wohlgemeint ist, und daß sie nichts Beleidigendes für mich enthalten sollte. Darum quittiere ich sie mit Dank für die gute Absicht. Im übrigen werden Sie mir wohl glauben, daß ich vor meinem Gewissen verantworten kann, was ich tue. Und nun bitte ich Sie, zu bestimmen, wann der Chauffeur zur Abfahrt bereit sein soll.“

20. Kapitel.

Nicht einmal in den ersten Tagen nach dem Tode der Baronin hatte eine so unheimlich dumpfe und bedrückende Stimmung im Klein-Elzbacher Herrenhause geherrscht, wie seit dem Besuch des Polizeibeamten, über dessen Absichten und Handlungen die Diensthofen in verschwiegenen Winkel die seltsamsten und aufregendsten Dinge zu erzählen wußten. Woher die Gerüchte stammten, blieb allerdings ein unaufgeklärtes Geheimnis, denn Josepha hatte neugierige Fragen auf eine Weise abgefertigt, die ihnen die Lust benehmen mußte, ihren Wissensdurst aus dieser Quelle zu stillen, und daß Jadwiga sich zu keinem Untergebenen über den Inhalt ihrer mit dem Kommissar geführten Gespräche geäußert hatte, war selbstverständlich.

In Reinswaldbau war im Verlauf der nächsten Tage das Getuschel und Gewisper schon zum offenen Gerede geworden, und in den Werkstätten der Weberei wie abends an den Wirtshausstischen sprach man von der Ermordung der Frau von Bardeleben und von der gegen den Baron eingeleiteten Untersuchung bereits wie von feststehenden Tatsachen.

Aber es war merkwürdig, daß fast mit demselben Augenblick, da die schon seit dem Beisetzungstage unherflehenden Gerüchte so überraschend plötzlich eine feste Gestalt angenommen hatten, auch ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten war. Mancher, der offen oder versteckt die Faust hinter ihm geballt hatte, wenn der Baron von Bardeleben an ihm vorübergeritten oder gefahren war, sprach jetzt mit Ausdrücken ehelichen Mitleids von seinem Geschick. Man hatte sich in vermeintlichem Gerechtigkeits Sinn dagegen empört, daß der Arm der strafenden Justiz, der jeden armen Teufel bei der geringfügigsten Uebertretung zu erschrecken wußte, sich nach dem reichen und vornehmen Manne nicht auszustrecken wagte; jetzt aber, da man ihn von diesem Arm bereits gepackt glaubte, fühlte man mit einem Male die herzlichste Teilnahme für den schönen, ritterlichen Mann, von dessen Handlungen und dessen Charakter eigentlich niemand etwas Uebles zu sagen mußte.

Ueber das Bild der fast schon zu einer hehren Lichtgestalt erklärten Baronin aber fielen jetzt von allen Seiten her dunkle Schatten. Alle die scheinbar vergessenen kleinen Züge von Hochmut, Härte und Herzlosigkeit, die man an der Lebenden mit so bitterem Groll empfunden, tauchten wieder auf, und man erinnerte sich mit voller Deutlichkeit auch der Gerüchte, die von der Dienerschaft des Schlosses über die Vertraulichkeit ihres Verkehrs mit dem Volontär verbreitet worden waren.

Wer konnte wissen, wie furchtbar der Baron, über dessen Gutmütigkeit es jetzt nur noch eine einzige Stimme gab, durch diese Frau gereizt worden war, ehe er seine Hand gegen sie erhob! Denn daß er sie im Zorn erschlagen habe, war ja die einzige allgemein verbreitete und überall geglaubte Besart. Daß die Person des langen Reibnitz in irgend einem Zusammenhang mit der Katastrophe stehen müsse, galt den meisten als sicher. Wie wäre es denn auch sonst zu erklären gewesen, daß er noch vor der Beisetzung Knall und Fall von Klein-Elzbach abgereist war! Diesem hochmütigen und anmaßenden Menschen, der sich fast bei jedem unbeliebt gemacht hatte, mit dem er in Berührung gekommen war, traute die öffentliche Meinung in Reinswaldbau ja von vornherein das Merschulmisse zu. Seine Liebchaft mit der Regine Kreidel war natürlich auch kein

Weheimnis geblieben, und ein Frauenjäger, der gewissenlos genug gewesen war, eine durch Wort und Ring gebundene Braut ihrem Verlobten abwendig zu machen, würde wohl auch nicht davor zurückgeschreckt sein, den Frieden einer Ehe zu zerstören.

So oder ähnlich klang es laut und leise rings um das Klein-Elbacher Herrenhaus. Im Schlosse selbst mochte der Inhalt des verstoßenen Gesäufers kaum wesentlich anders sein. Aber hier, wo man in jedem Augenblick von der Herrschaft überrascht werden konnte, mußte man sich natürlich mehr Zurückhaltung auferlegen. Vor den Augen des Barons oder des Fräuleins v. Ostrowski gab man sich mit mehr oder weniger Geschick den Anschein der Unbefangenheit und Ahnungslosigkeit; auch wenn man Josepha oder die Erzieherin in der Nähe wußte, war man auf seiner Hut. Aber die Frauen hätten trotzdem sehr schlechte Menschenkennern sein müssen, wenn sie nicht aus hundert kleinen Anzeichen erraten hätten, daß ihre ganze Umgebung unter dem Druck hochgradiger Spannung und der sicheren Erwartung von etwas Außerordentlichem stand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat und sein Tabak.

Der Ausruf des Kronprinzen, seine wackern Krieger und die Soldaten der deutschen Heere überhaupt mit dem so heiß begehrten Tabak zu versorgen, hat in ganz Deutschland lebendigen Wiberhall gefunden; große Mengen des „edlen Krauts“ gehen ins Feld hinaus, um unsern Helden Freude und Genuß zu spenden. Soldat und Tabak gehören ja seit langem auf das engste zusammen, und wie leidenschaftlich gern der Krieger raucht, wie hoch er den Tabak schätzt, das geht aus den verächtlichen Namen hervor, die er schlechten Zigarren gibt; er nennt sie „Stinkbolzen“ oder gar „Kobballen“. Mit Recht hat man deshalb davor gewarnt, unsern Heeren wieder wie 1870 „Liebeszigarren“ von so minderwertiger Sorte zu senden, daß sie sich nur zum Anzünden der Lagerfeuer eigneten. Der Soldat von 1870 nannte diese Rauchspenden „Vorpостen-zigarren“ oder „Vorpостenkämler“ und führte zur Erklärung dieses Wortes an, daß die Zigarren „nur innerlich brannten, also auf Vorpостen vom Feinde nicht gesehen werden könnten“. Auch „Turkotöter“ hat man diese fragwürdigen Geschenke 1870 genannt, die hoffentlich jetzt keine Nachfolger gefunden haben werden. Die kurze Pfeife, die neben der Zigarre unter den Rauchwerkzeugen des Soldaten die Hauptrolle spielt, wird von ihm „Nasendwärmer“ oder „Saugahn“ genannt. In Kadettenhäusern hat sich zur Bezeichnung der Kantine noch das Wort „Tabaque“ erhalten, obwohl es dort nicht nur Tabak, sondern in erster Linie zu essen und zu trinken gibt. Früher bedeutete eben für das Soldatenwirtschhaus der Tabak die Hauptsache. Soldaten haben zur Verbreitung des „teuflischen Krautes“ im 17. Jahrhundert mit das meiste beigetragen. Durch den hohen Gewinn verführt, den ihm das Tabakmonopol brachte, führte König Ludwig XIII. von Frankreich den Tabak geradezu zwangsweise in seinem Heer ein, obwohl ihn sein vorsichtiger Leibarzt davor warnte und erklärte, „die Gehirne der Krieger würden allesamt schwarz wie die Nacht werden“. Von dieser Verschwärzung des Schädellinns durch den Tabak ist aber nichts bekannt geworden, vielmehr schrieb man dem Heilmittel des Arztes Nicot eine günstige Einwirkung auf die Tapferkeit des Heeres zu; die Soldaten sollten dadurch mit einer „ganz suspenden Raserei und Kraft“ erfüllt werden. Ludwig XIV. stattete jeden seiner Krieger mit Rauchgerätschaften aus, und ebenso erschienen in Holland, in dem die Rauchsoldatschaft zuerst in Europa festen Fuß faßte, die Krieger bald nur noch mit dem geliebten Pfeifchen.

Durch holländische und französische Soldaten soll bereits während des Dreißigjährigen Krieges die Sitte des Rauchens in Deutschland und vor allem im deutschen Heer weit verbreitet worden sein. „Von dem Augenblick, wo sie den Tabak kennen lernten“, erzählt der Chronist Reiner von den Nachkommen der alten Germanen, „da breitete sich die Gewohnheit des Rauchens dermaßen aus, daß man halb keine Bauernwohnung mehr traf, wo nicht die Pfeife zu finden war. Teils rauchte, teils essen, teils schnupfen sie den Tabak, und man muß sich wundern, daß noch niemand von ihnen auf den Gedanken gekommen ist, ihn sich in die Ohren zu stopfen.“ Der sinnfälligste geschichtliche Ausdruck für die Tatsache, daß zum guten Soldaten damals die Pfeife mit „Rauchtobak“ gehörte, ist der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. mit seinem berühmten Tabakskollegium. Sein Sohn Friedrich der Große ist der Vertreter einer neuen Rauchmode im Heere, des Tabakschmupfens, das in der Rokokozeit von den eleganten Leuten bevorzugt wurde. Behaupteten doch die Ärzte alten Ernstes, daß der Schnupftabak „aufklärend“ wirke und auf seinem Wege durch die Nase „das Gehirn reinige.“ Zudem konnte man in der Tabakdose ein elegantes Schmuckstück zierlich handhaben und mit spitzen Fingern den „köstlichen Staub“ in die Nasenlöcher schieben. Wer aber an rauhen Kriegerlitten festhielt, blieb beim „Pfeifschmauchen“, und die Soldaten des alten Fritz griffen schon deshalb zu ihrem „Knaaker“, weil sie für ein Pfund des „Udermärki-

schen Blättertobaks“ nur 5 Groschen zahlten. Der Ahne Reitergeneral Seydlitz ritt mit der Pfeife im Munde in die Schlacht, und nach ihm, der so glorreich bei Jorndorf das Vorbild geliefert, galt es als das beste Zeichen zur Attade, wenn der General seine Pfeife hoch in die Luft warf. Ebenso ist der alte Blücher ohne sein Pfeifchen nicht denkbar. Er schmauchte es in mancher Schlacht im dichtesten Kugelregen und hat sich mehr als einmal die ausgegangene Pfeife gemächlich an der Lunte des nächsten Kanoniers angezündet. Sagenhafte Geschichten gehen noch heute um von seinem tapferen Burtschen, der ihm die Pfeifen ins heißeste Kampfgeviert nachtrug und ihm bei Vigny die letzte gestopfte trumbühlernd entgegengehalten haben soll, nachdem alle anderen durch feindliche Kugeln zerschmettert worden waren. Die Zigarre spielt in den deutschen Einigungskriegen ihre historische Rolle.

Prinz Friedrich Karl war ein „Kettenraucher“, der den Glimmstengel auch in der Schlacht nicht ausgeben ließ; auch Bismarck und Moltke waren Freunde eines guten Krautes. Der Reichskanzler hat gern von jenem denkwürdigen Augenblick in der Schlacht bei Königgrätz erzählt, da man sehnsüchtig das Herannahen der Armee des Kronprinzen erwartete und manche der ausführenden Generale bereits bedenklich unruhig wurden. Nur Moltke bewahrte die ehrene Gleichmütigkeit seiner Züge, und um aus ihm die Wahrheit herauszubekommen, griff Bismarck zu einem psychologisch feinen Mittel. Er bot ihm seine Zigarrentasche an, in der sich noch zwei Zigarren befanden, eine gute und eine schlechte, und als Moltke nach sorgfältiger Prüfung fallfächernd die gute nahm, hielt er dies für ein günstiges Zeichen. Moltke hatte von dieser „symbolischen Ausfragung“ keine Ahnung; König Wilhelm aber sagte: „Es muß doch gut stehen, Moltke raucht ja.“ Ein typisches Bildchen von der Sehnsucht unserer Soldaten nach ihrer Zigarre im deutsch-französischen Kriege gibt die Erzählung des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, der in Garonne wehmütig den „Regen der Mohikaner“ rauchte. „Wann werde ich wohl wieder eine eigene Zigarre haben?“ dachte er seufzend. Da brachte ihm die Feldpost 300 Stück aus Berlin. „So zur Zeit kommt selten Dille,“ schließt der General seine Erzählung. Der Zigarrenmangel hatte ihm mehr Sorge gemacht als aller Schlachten Donner.

Der Gefangenschaft entflohen.

Nach der Erzählung eines deutschen Offiziers.
Von L. Malten.

Ein preussischer Offizier, der in französische Gefangenschaft geraten war und sich wieder hatte befreien können, erzählte: „Die Lage war so kritisch wie möglich, und doch verließ mich keine Minute der Gedanke an meine Flucht. Man hatte mir einen Raum in einem Bauernhause angewiesen, dessen Fenster nach der Straße gingen. So orientierte ich mich sofort, als ich die Straße hinausstieg genau studierte, wohin man mich brachte — richtig, vom Fenster der übrigens gut eingerichteten Stube aus sah ich die im Mondschein weißglänzende Straße.“

Unten stand ein Posten, gegenüber vom Hause, und beobachtete das Fenster — wie es mir wenigstens schien. Der andere tappste vor meiner Tür auf und ab, die natürlich auch noch verschlossen war — von außen; an ein Entrinnen war anscheinend nicht zu denken, soviel meine Gedanken auch auf dieser Bahn auf und ab wanderten. Trotz des einladenden Bettes, das an der Wand stand — ein Anblick, den ich seit Wochen nicht mehr genossen, und auch die Wohlthat des Darinliegens hatte ich nicht mehr empfunden — konnte ich keine Ruhe finden. Die Stunden schlichen. Unten schienen französische Offiziere zu wohnen, ich hörte ihre kurzen Befehle und Türen schlagen. Schließlich wurde es still. Der Posten draußen war verschwunden. Wahrscheinlich interessierte es ihn nicht, meine dunklen Fenster noch weiter zu beobachten, denn obgleich ich eine Taschenlampe bei mir trug, vernied ich es, mich irgendwie auffällig bemerkbar zu machen. Vielmehr warf ich mich angedeutet, wie ich war, geräuschvoll aufs Bett — und schlief — wenigstens erweckte ich diesen Eindruck bei dem Posten, der die Tür geöffnet hatte und wie eine lebende Lanze auf der Schwelle stehen blieb. Durch meine festgeschlossenen Augen fühlte ich helles Licht über mich hinfluten — ich atmete tief auf und gleichmäßig — Minuten vergingen. Die Tür fiel ins Schloß, das Tappfen draußen schwieg.

Stunden vergingen — ich rührte mich nicht. Da plötzlich ein fernes Rattern — es kommt näher — hält vor dem Hause. Ich vergesse alle Vorsicht und schnelle empor. Ein Auto — ein französisches Auto. Ich mache das Fenster so geräuschlos auf als ich vermag und blicke hinaus. Der Fahrer muß schon im Hause sein; jetzt erklärt sich mir auch der Posten von vorhin — dem Hause gegenüber. Das Auto wurde erwartet. Ich rührte mich nicht mehr, lehnte das Fenster an und verharrte klopfenden Herzens. Unten blieb's still. Merkwürdig. Schließ man? Mein Entschluß war gefaßt. Besser tot wie gefangen — was konnte denn geschehen, wenn sie mich überraschten — eine Kugel und Schluß. In rasender Geschwindigkeit hatte ich von den Bettstüchern ein Seil gewonnen, um's Fensterraus geschlungen, einen Augenblick darauf hatte ich mich herabgelassen und saß unten im Auto. Fort ging's mit der höchsten Geschwindigkeit. Immer geradeaus — dorthin, von wo wir gekommen waren. Der Mond leuchtete. Von links her kam etwas — Franzosen — ich rasste vorbei — Schüsse hinter mir — ich rasste weiter. — Meine Rechte sank — da war etwas nicht in Ordnung —

also mit der Linken gesteuert, nur voran. Aus meiner rechten Hand fiederte es warm. Ich mußte wohl schon 50 Kilometer zurückgelegt haben, als plötzlich eine neue Patrouille herangesprengt kam — Ulanen. Bejn Minuten später landete ich bei meinem Truppenteil. Drei Finger hat's gekostet — aber ich war frei..."

Des Kinokönigs erstes und letztes Interview.

Max Linder, sicherlich der berühmteste Kinofchauspieler der Welt, dem man daher den Namen des „Kinokönigs“ beigelegt hatte, ist nach den Berichten der Blätter als französischer Soldat bei den Kämpfen in Belgien gefallen. Vorher hatte er zum erstenmal das „goldene Schweigen“, das ihm in seiner Kunst so viel Ruhm und Geld eingetragen hat, gebrochen und einem Mitarbeiter des „World Magazine“ eine Unterredung gewährt, in der er von seiner Laufbahn, von seinen Einkünften sprach und auch schon seinen Wunsch, an dem großen Krieg teilzunehmen, durchblenden ließ. Der Besucher fand ihn in seiner entzückenden Villa an den Ufern der Marne in dem malerisch gelegenen Dorf Varennes, wo damals alles blühte und grünte und wo jetzt die Riesenschlacht tobt. Der 29jährige Schauspieler, dessen Minenspiel durch Jahre das Publikum der ganzen Welt zum Lachen gebracht hat, ist Junggeheile gewesen. Er widmete sich ganz seiner Arbeit, die ihm viel einbrachte, aber ihn auch völlig in Anspruch nahm. „Als kleiner Junge sah ich ein Kaspertheater,“ erzählte er, „ich war damals 4 Jahre alt, und von da an kam meine Sehnsucht nach der Bühne. Ich dachte und träumte nichts anderes mehr, als Schauspieler zu werden. Als Schulfreie in Bordeaux war ich im Deklamieren der beste, während ich in anderen Fächern weniger Glück hatte, und einige Jahre später ging ich zu Charles Le Bargy, dem damaligen Sekretär der Comédie Française, und setzte es durch, daß ich an diesem altherwürdigen Theater meine Anfangsstudien machen konnte. Aber auf die Dauer war dort nicht mein Platz, und so ging ich denn an das Théâtre des Variétés, wo ich in stummen Rollen mitlaufen durfte. Eines Abends spielte ich fast vor Reid, denn der Tenor der Truppe zeigte einen Brief herum, in dem er von den Gebrüdern Pathé aufgefordert wurde, für 100 000 Franks wieder in das Grammophon zu singen. Ich habe damals aufgeschrieben vor Wut! Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Eines Tages bekam auch ich einen Brief, unter dem der Zaubername „Gebrüder Pathé“ stand: „Mein Herr,“ lautete das Schreiben, „wir haben Sie gestern unter den Statisten gesehen. Sie haben in dem Zwinkern Ihrer Augen 100 000 Franks. Wir bieten Ihnen das Doppelte dieser Summe, wenn Sie sich uns ausschließlich für unsere Filme zur Verfügung stellen.“ Ich will jetzt von der geschäftlichen Seite meines Berufs sprechen, denn alles, was bisher darüber veröffentlicht worden, ist nicht richtig. Mein Kontrakt mit Pathé sieht ein jährliches festes Gehalt von 350 000 Franks vor; diesen Kontrakt aber habe ich nur acht Monate gehabt, denn ich kann viel mehr verdienen. Auf meiner letzten Tournee in Rußland betrug meine Wage 3000 Franks den Tag für drei Monate. Meine nächste Tournee bringt mir 120 000 Franks in einem Monat. Dies alles verdiene ich nebenbei, indem ich auf der Bühne auftrete, und dazu kommen noch meine Filmhonorare. Ich erfinde nicht nur alle meine Filme selbst, sondern studiere sie auch mit meiner Truppe ein und bin so Direktor, Impresario und Schauspieler in einer Person. Dabei habe ich kein leichtes Leben. Im Gegenteil. Ich muß von hohen Brücken in den Fluß springen, habe in zwei Tagen gelernt, auf einem Wasserflugzeug zu fliegen, habe mich, ohne reiten zu können, auf die wildesten Pferde gewagt, und in Madrid sogar beim Stierkampf einen Stier getötet. Hier sehen Sie noch den heftigen Biß am Schenkel, den ich kürzlich durch einen Polizeihund erhalten. Aber ich liebe diese Abenteuer. Ich halte mein Leben fest in meinen Händen bei jedem gefährlichen Experiment. Ich bin Fatalist und weiß, daß das geht, was man will. Ich kenne keine Furcht.“

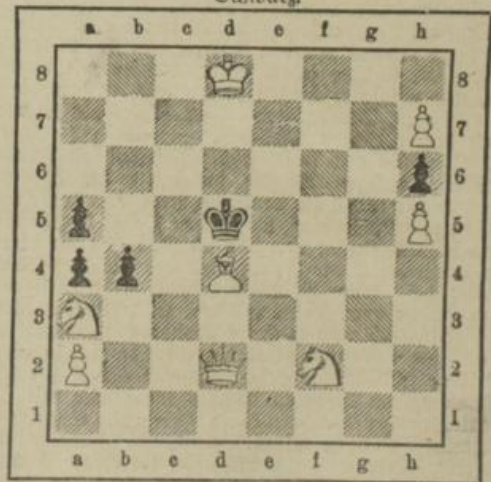
Die Wiedergeburt des Strickstrumpfes.

Er schien schon ganz auf den Aussterbetag gesetzt, der liebe, alte Strickstrumpf. Für die älteren des gegenwärtig lebenden Geschlechtes war er beinahe zu einer wehmütigen Erinnerung geworden; denn wenn sie seiner dachten, so sahen sie ihre trauten Mütter und Großmütter vor sich, denen der Strickstrumpf noch ein unzertrennlicher Gefährte gewesen war. Damals, in jenen guten, alten Zeiten, hatte es noch viele Frauen gegeben, die sich so an diese Arbeit gewöhnt hatten, daß sie selbst in stillen Pesterstunden die Nadeln fleißig weiter klappern ließen. Aber nun schien dies alles vorbei sein zu sollen. Die Industrie war auch auf diesem Gebiete der Hausarbeit völlig über den Kopf gewachsen; auch waren Handarbeiten bei vielen Frauen überhaupt nicht mehr recht beliebt, da zahlreiche andere Interessen sie in Anspruch nahmen, und die Frauen, die doch sich den Handarbeiten widmeten, hielten sich mehr an solche künstlerischen Charaktere, als an den Strickstrumpf. Da kam der Krieg — und mit einem Male feierte der Strickstrumpf eine völlige Wiedergeburt. Zu Tausenden, zu Zehntausenden machten sich die deutschen Frauen und Mädchen mit heißem Eifer

baran, für unsere Helden im Felde warme Strümpfe zu stricken. Manche Hand mußte dies gute alte Frauenwerk erst wieder beinahe neu lernen, aber schnell stellte sich die Übung wieder ein; die Schulfrauen in den Mädchenschulen stricken, die Frauen kommen zu Strickstunden zusammen, und ganz allerliebste ist der Gedanke, der in jenem handversehen Wirtshause verwirklicht wurde, wo der Inhaber für seine weiblichen Gäste Strümpfe zum Weiterstricken in Bereitschaft hält. Kraft ist die Kunst des Strickens, bereits zur Bronzezeit hat man sie gekannt, denn in einem Baumsarge jener Zeit, der zu Trindhoe auf Jütland gefunden worden ist, lag eine gestrickte Frauenmütze, und aus keltischen Gräbern des 5. und 7. Jahrhunderts stammen ähnliche Funde. So enthalten die Berliner Sammlungen eine solche sicherlich nicht gewebte Mütze aus Baumwolle, die Feldhaus, der Historiker der Technik, als gestrickt anspricht. Den Strickstrumpf scheint dagegen das Altertum nicht gekannt zu haben, denn die ältesten Zeugnisse für den gestrickten Strumpf sind, mit diesen Strickereien verglichen, außerordentlich jung; die Literatur kennt den Strickstrumpf nicht vor 1680. Obwohl Weltgeschichte ist es, die den ersten Strickstrumpf erwähnt; es handelt sich dabei um leibengestrickte, wahrscheinlich in Spanien hergestellte Strümpfe, die König Heinrich VIII. von England trug.

Aus der gleichen Zeit hat man Belege dafür, daß damals das Stricken von Strümpfen in größerem Maßstabe aufkam, denn im August 1527 ist in Paris die älteste Strumpfwirkerergilde gegründet worden, die man kennt und im Jahre 1564 wird in England der erste Strumpfwirker genannt: William Niber ist sein Name. Den Händen fleißiger Männer und Frauen entstand bald in hölzernen, eisenen und stählernen Maschinen ein Nebenbuhler im Strumpfsticken. Während der Stricker oder die Strickerin Maschine nach Maschine auf die Nadel webt, beschleunigt und vereinfacht die Strickmaschine die Arbeit, indem sie alle Maschen einer horizontalen Reihe zusammen vorbereitet und vollendet. Schon 1589 kam ein Erfinder auf diesen Gedanken: William Lee, Magister der Theologie am Johns College in Cambridge baute damals den ersten „Küsterruß“, eine Strickmaschine in solcher Vollendung, daß man sie noch heute unverändert anwenden kann. Die erste Erwähnung dieser Maschine findet sich freilich erst später, nämlich in einer Bittschrift der Londoner Strumpfwirker an Cromwell, die zwischen 1653 und 1658 aufgesetzt sein muß. Die ersten mit Maschinen gestrickten Strümpfe dürften allerdings nicht viel fromvollender gewesen sein, als die ersten Strümpfe, die das Schulmädchen beim Strickenlernen herstellt; denn es ist gar nicht so leicht, sei es mit der Hand oder mit der Maschine, der Form des Beines und des Fußes zu folgen, noch dazu, wenn der Strumpf keine wulstige Naht haben soll. Die Strumpfstickmaschinen, die um 1670 von England nach Oesterreich kamen, sowie die 1769 dem Engländer Samuel Wise patentierte konnten aufscheinend noch keine schlauchförmigen Gebilde stricken; erst die Strickmaschine, die Decroix 1798 angab, war hierzu imstande. Wirkliche strumpfförmige Strümpfe aber kann man mit der Strickmaschine erst seit 100 Jahren erzeugen: 1815 verbesserte Andrieux den mechanischen Strickstuhl so, daß er die schwere Kunst des Mehrens und Minderns der Maschenzahl beherrschte. Zur heutigen Vollendung sind die Strickmaschinen durch die Franzosen Fouquet und Terrot sowie durch den Deutschen Eisenhut gebracht worden.

Schach-Aufgabe. Schwarz.



Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
W i l l e l m s t a d t.